

**CAUX-**

INFORMATIONSDIENST  
DER  
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

# Information

NR. 1  
22. JANUAR 1981  
33. JAHRGANG



***Lateinamerika –  
von innen  
gesehen***

**Andere Kontinente und ihre Probleme wurden den Europäern, die an der Winterkonferenz in Caux teilnahmen, nahegebracht, so vor allem Lateinamerika und Afrika mit dem Brennpunkt Simbabwe. Die Beiträge auf Seite 2 bis 6 befassen sich mit diesen Gebieten.**

## Lateinamerika —

von Luis Puig, Computerfachmann

Vor zwei Monaten war ich in meiner Heimat Guatemala. 93 Glieder meiner Familie, Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten, Neffen, Nichten, hatten sich versammelt, um mich im Hause eines meiner Brüder zu begrüßen. Ihre Herzenswärme überwältigte mich. Ich musste an meine Kindheit zurückdenken. Meine Eltern hatten sich getrennt, als ich drei Jahre alt war. Meine Mutter und meine Schwester waren eines Tages einfach verschwunden. Niemand sagte mir, was geschehen war. Wenn die Leute mich nach meiner Mutter fragten, wusste ich nicht, was sagen. So beschloss ich, um nicht ständig Auskunft geben zu müssen: ich habe keine Mutter mehr. Und ich hasste sie.

Eine meiner ersten Erinnerungen war das Wort «Diktatur» und dann das Wort «Freiheit», das man nur flüsternd aussprach. Der Diktator befahl. Man gehorchte.



*Nach gefährlicher Arbeit auf dem schwankenden Boot wird der Fang eingebracht.*

1944 kam es zu einer bewaffneten Revolution, an der ich mit meinen siebzehn Jahren teilnahm. Ich war inzwischen Marxist geworden. Die Verbitterung über meine Mutter war, glaube ich, die Wurzel meines Hasses. Dieser Hass war auch der Grund meiner Zusammenarbeit mit der kommunistischen Partei. Ich infiltrierte die Gewerkschaft der Fluglinie, für die ich als Techniker arbeitete. Ich nahm aktiv am Klassenkampf teil.

In Lateinamerika ist Klassenkampf etwas anderes als in Europa, weil viele zusätzliche Faktoren mitspielen. In Guatemala zum Beispiel sind 65% der Bevölkerung Indianer, die zäh an ihrer Kultur festhalten. In gewissen Teilen des Landes besteht noch die patriarchalische Struktur, wo die Ältesten regieren. Die Menschen sind stolz auf ihre indianische Identität. Ihre Existenz aber ist schwierig, weil sie keine Ausbildung haben und die Löhne niedrig sind.

Unsere Gewerkschaften haben keine Tradition. «Sollten die Gewerkschaften politisch neutral sein?» fragten wir uns. Aber damals unter der Linksregierung von Oberst Arbenz steuerten wir einen entschlossenen Linkskurs. Ich organisierte einen Streik in den Pan American Airways, der 71 Tage dauerte und durch den wir viel gewannen.

Die Revolution von 1944 hatte zahlreiche grundlegende Änderungen gebracht, die notwendig waren: das erste Arbeitsgesetz, das seinen

Namen zu Recht trug, die Anerkennung der Gewerkschaften, eine Agrarreform und vieles andere. Die Agrarreform aber geriet später durch gewaltsame Landübernahmen vieler Arbeiter in Misskredit. Mit der Zeit verlor jedoch die Revolution ihre Ausrichtung auf echten sozialen Fortschritt. Die Verantwortlichen wollten ihre Macht durch die Errichtung eines «sozialistischen» (d. h. kommunistischen) Staates



*Vorne das primitive, hinten das moderne Recife in Nordostbrasilien.*

ausbauen. Das war schwierig, so nahe an der Grenze zu den USA, und besonders auch, weil viele Geschäfte und Industrien in amerikanischen Händen waren.

Es gehörte damals zu meiner Aufgabe, die CIA (und damit Amerika) falsch zu informieren. Soviel ich feststellen konnte, war damals die CIA mehr das Ohr als der Arm der USA, der sich eingemischt hätte. Diplomatisch und wirtschaftlich aber wurde sicher viel Druck ausgeübt. 1954 fand dann eine Revolution gegen die Regierung Arbenz statt, und sie wurde von einer Rechtsregierung abgelöst.

Man kann sich fragen, ob der Streik wirtschaftlich oder politisch war. Ich glaube, er war beides. Wir hatten berechnete soziale Forderungen, über die vorher nie verhandelt werden konnte: die Fragen der Arbeitszeit, der medizinischen Betreuung, der Lohnerhöhungen, der Bezahlung von Überstunden. Aber der Streik hatte auch eine grosse politische Wirkung. Pan American war irgendwie das Gesicht der USA. Unser 71tägiger Ausstand, der so viele soziale Änderungen brachte, war zugleich ein Schlag gegen das Prestige der USA.

Der Streik brachte mich aber auch zum Nachdenken. Wir hatten die Bitterkeit der Arbeiter mobilisiert. Nun wandten sie sich gegen uns. «Ihr seid zu wenig weit gegangen. Wir hätten länger streiken und mehr herausholen können», sagten sie.

In dieser Situation traf ich auf die Moralische Aufrüstung. Wie ich später erfuhr, hatte unsere Gesellschaft dank dieser Idee schwierige Konflikte in Nordamerika lösen können. Pan American wollte diese Erfahrungen auch auf ihre lateinamerikanischen Niederlassungen ausdehnen. So lud unser Chef eine Gruppe unserer Gewerkschaft ein, an einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung in den USA teilzunehmen. Das interessierte keinen von uns.

Als aber die Frage in unserem Gewerkschaftsvorstand zur Sprache kam, warnten die Kommunisten, dies seien gefährliche Bestrebungen des amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus, um unsere Revolutionäre zu verwirren. Buchman, der Gründer der Moralischen Aufrüstung, glaube, die menschliche Natur könne geändert werden. «Wenn das wahr ist, dann wäre ja der Marxismus überholt», sagten sie.

# von innen gesehen

bei der brasilianischen Luftfahrtgesellschaft Varig, Rio de Janeiro



«Aber natürlich kann die menschliche Natur nicht geändert werden.» – Diesen Gedanken kriegte ich nicht mehr aus dem Kopf. Buchman behauptete auch, Gott könne die Menschen führen. Aber Gott existiere natürlich nicht. – Wenn er aber doch existiert, dann hat er einen Plan für uns, sagte ich mir. Ich hatte meinen Glauben als 17-jähriger aufgegeben und war nie mehr zur Kommunion gegangen.

## Ein Höllenkravall brach los

In der Diskussion stellte ich fest, dass viele meiner Kollegen ähnliche Gedanken wie ich hatten – gerade als Folge dieser scharfen Angriffe der Kommunisten auf die Moralische Aufrüstung. Wir fanden, diese Sache könnte tatsächlich eine Alternative zum Marxismus sein, und schlugen vor, eine Delegation hinzuschicken. Ich musste diesen Vorschlag im Plenum vorbringen. Er löste einen Höllenkravall aus. Worte wie «Verräter» fielen. Nach kurzem drückte man mir so etwas wie einen Gewehrlauf in die Rippen und hielt mir ein leeres Blatt mit der Aufforderung zur Demission vor. Ich demissionierte, doch eine Gruppe von uns ging an diese Konferenz.

Ich traf dort einen früheren italienischen Kommunisten, der freimütig von Gott sprach. «Wie kannst du das als geschulter Kommunist?» fragte ich. «Wenn du den elektrischen Lichtschalter drehst und es wird nicht hell, so musst du sehen, was bei dir verkehrt ist», antwortete er. Ich musste sofort an unsere Familie und meinen Hass gegen meine Mutter denken.



Fischer im Innern Brasiliens schieben ihr Boot ins Wasser.

Ich traf dort auch den Präsidenten der Philips-Werke und fragte ihn, was er als Kapitalist hier tue. «Ich versuche das, was ich habe, intelligent zu brauchen, um eine neue Gesellschaft zu bauen.» Seine Frau und einige seiner Kinder waren auch da und setzten sich für das gleiche Ziel ein. Er schien mir kein Kapitalist, sondern ein Revolutionär anderer Art zu sein.

War das wirklich eine Alternative? Jemand sagte mir, ich könne die Antwort in der Stille und im Horchen finden. Ich versuchte es zusammen mit einigen meiner Kameraden. Die Gedanken, die kamen, waren einfach, und, in die Praxis umgesetzt, der Anfang eines neuen Lebens. Nach meiner Rückkehr suchte ich meine Mutter auf und entschuldigte mich für meinen Hass. Ich lernte meine Halbgeschwister

und meine Familie kennen. Wo ich Menschen verletzt, beleidigt, belogen und bestohlen hatte, brachte ich die Dinge wieder in Ordnung. Nun bekam Lateinamerika plötzlich ein anderes Gesicht für mich. Ich sah, dass das Problem nicht so sehr die wirtschaftliche Ungleichheit als vielmehr die Gleichheit der Egoisten war und dass man diese anpakken musste – es waren die Menschen, die gross von Demokratie und Freiheit sprachen, aber ein Doppelleben führten.

Lateinamerika und besonders die zentralamerikanischen Staaten haben eine Geschichte, die fast ausschliesslich aus Kampf und Revolution besteht. Es handelt sich vor allem um Kämpfe zwischen kleinen Minderheiten, der extremen Rechten und der extremen Linken. Leidtragend aber ist die grosse schweigende Mehrheit, die arbeitet, ihre Familie ernährt und das Land aufbauen möchte. Ein Journalist sagte mir kürzlich: «Die Aufgabe besteht darin, diese schweigende Mehrheit zu wecken und ihr zu helfen, volle Verantwortung zu übernehmen.»

## Erfolgreiche Initiative von der Basis her

In Brasilien z. B. haben Dockarbeiter im Hafen von Rio und Favelados in den Slums derselben Stadt die Korruption, die Gier und den Ehrgeiz in sich und ihren Reihen überwunden und so zusammenarbeiten gelernt. Sie wurden fähig zu gemeinsamen Initiativen. Sie gelangten an den Gouverneur mit einem Plan für grosse, neue Siedlungen, die ihren Bedürfnissen entsprechen und die so gelegen sind, dass sie ihre Arbeitsplätze nicht verlieren. Ihr geschlossenes Auftreten machte einen solchen Eindruck auf die Behörden, dass sie ihnen mit allen Mitteln halfen.

Diese Arbeit an der Basis ist wichtig. Ich sah im Nordosten Brasiliens eine prächtige neue Siedlung, die leerstand. Ich fragte Leute, die früher dort gewohnt hatten, nach dem Grund. Sie erklärten, die Frauen könnten der Hitze wegen nicht, eingeschlossen in vier Wänden, kochen, sondern benötigten lediglich ein Dach zum Schutz gegen Sonne und Regen. Auch sei in den Häusern nicht genug Raum, um die Hängematten aufzuhängen. Betten seien zu warm. Und schliesslich könne man seine Familie und seine Freunde nicht in ein heisses Zimmer pferchen. Draussen aber, wo abends ein kühler Wind wehe, könne man die Dinge gemeinsam besprechen. «Niemand hat uns um unsere Meinung gefragt», erklärten sie.

Eine positive Initiative, von der Basis her, konnte ich auch in Chile feststellen. Gewerkschafter, die während der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf die Moralische Aufrüstung kennengelernt hatten, beriefen nach ihrer Rückkehr eine Konferenz mit dem Thema «Alternative zum Klassenkampf» ein. Gewerkschafter und Unternehmer aus Brasilien und europäischen Ländern berichteten dort von ihren Erfahrungen. Die Chilenen waren fasziniert. Einer von ihnen sagte mir: «Zum erstmal in der Geschichte unseres Landes sind chilenische Unternehmer und Gewerkschafter aus bedeutenden Industrien und Gewerkschaftsverbänden aus eigenem Antrieb zusammengekommen und diskutieren frei und offen die Fragen, die sie beschäftigen.» Interessant war auch, dass sowohl regierungsfreundliche wie oppositionelle Gewerkschaftsfunktionäre beteiligt waren.

Im ganzen Kontinent scheint das Bedürfnis nach dieser Art freiwilliger Lösung der Probleme von der Basis her vorhanden zu sein. So wurden, um nur ein Beispiel zu nennen, Hafentarbeiter und Favelados von Brasilien nach Kolumbien und Peru eingeladen, um dort von ihren Erfahrungen im menschlichen Zusammenleben und im wirtschaftlichen Aufbau zu berichten. All das beweist, was der Gründer der Moralischen Aufrüstung, Buchman, sagt: «Unter Gott können gewöhnliche Menschen Aussergewöhnliches tun.»



## Wie unsere Familie in Rio lebt

Gespräch mit Frau Evelyn Puig

### Wie sieht Ihr Alltag aus?

Wir stehen jeden Morgen zeitig um 5 Uhr auf, damit wir Zeit zur Stille vor Gott und zum Gespräch miteinander haben, bevor mein Mann zur Arbeit fährt und die beiden Jungen, Carlos und Daniel, jetzt 12 und 10 Jahre alt, zur Schule mitnimmt. Am Nachmittag kommen sie dann allein nach Hause. Es braucht Vertrauen, sie in einer so grossen und gefährlichen Stadt allein heimkommen zu lassen. Immer wieder steht man mit den Kindern vor der Frage: Wieviel können und sollen sie allein tun? Zu Beginn hat jeder von ihnen einmal seine Schultasche im Bus vergessen, und einmal sind sie über unsere Station hinaus weiter gefahren und befanden sich plötzlich in einem ihnen fremden Quartier. Zwei Busfahrer, und das ist vielleicht typisch für Rio, brachten sie dann zu uns nach Hause.

Wir haben oft Gäste, und das bedeutet viel Arbeit, wenn man, anders als die meisten Familien, keine Angestellten hat. Aber die Jungen helfen. Sie gehen einkaufen, machen das Zimmer nett und sind auch meist dabei, wenn wir Freunde haben. Enttäuscht sind sie nur, wenn jemand nicht portugiesisch spricht. Darum freuen sie sich nun über diese Monate in Europa, um Deutsch und Englisch zu lernen.

Vor kurzem kam ein junges Mädchen zu uns, um etwas Schwieriges zu besprechen, wovon niemand in ihrer Familie wusste. Sie suchte Rat. Die Jungen waren wie immer dabei. Aber ohne, dass ich ihnen etwas sagte, spürten sie etwas davon, was vorging, zogen sich in ihr Zimmer zurück und taten, was sonst bei der Hitze in Rio niemand tut: sie schlossen die Türe. Kinder sind feinfühlig und diskret, wenn es ernst ist.

### Haben Sie auch Zeit zu Besuchen?

Mit einigen Frauen, die mein Team sind, bin ich häufig zusammen. Es ist gut, sich über alles aussprechen zu können. Ganz nahe bei uns wohnt Frau Pereira, die Gattin eines früheren Favelaführers. Eine andere, jüngere Frau lebte getrennt von ihrem Mann. Nach den Begegnungen mit der Moralischen Aufrüstung hat sie sich wieder mit ihm vereint. Aber dann gibt es natürlich immer wieder einmal Streit. Auch ich selber bin manchmal nicht in Ordnung. Man braucht einander gegenseitig. Wieder eine andere Frau – bereits Grossmutter – hatte mit ihrer Schwiegertochter nicht mehr gesprochen, weil sie zu sehr verletzt war. Mit den Enkeln traf sie sich nur noch auf der Strasse im geheimen. Ins Haus der Schwiegertochter ging sie nicht mehr. Auch da kam es zu einer Versöhnung. Rio ist weitläufig, und oft bin ich für einen Besuch mehr als eine Stunde im Bus unterwegs.

Jede Woche, oder jede zweite Woche, treffen sich auch Frauen bei mir, manchmal sechs oder sieben, manchmal zwanzig und mehr. Es sind Frauen aus verschiedenen Klassen, die Witwe eines Generals, die Frau eines Obersten, die Gattin eines Hafenarbeiters, reich und arm, dunkel und hell, schwarz und weiss. Da mein Mann viel mit den Gewerkschaften zu tun hat, kommen auch Arbeiter, Gewerkschaftsführer, oft mit ihren Familien. Fragen der Familie, aber auch, was wir für die Schulen oder das Land tun können, kommen dann zur Sprache. Eine der Frauen ist Schuldirektorin, andere sind Lehrerinnen.

Die Frauen gehören ganz verschiedenen Konfessionen und Religionen an. Aber sehr oft ist alles bloss eine äussere Form. Wir helfen einander, unsere religiösen Überzeugungen ins praktische Leben zu übertragen.

### Wie tun Sie das?

Einmal hatte ich Streit mit einer Nachbarin. Ich hatte sie praktisch zur Wohnung hinausgestossen. Sie war gerade in dem Augenblick mit

allen ihren neugierigen Kindern zur Türe gekommen, als einer meiner Jungen sich verletzt hatte und ich ihm helfen wollte. Ich begriff nachher, dass man niemanden zur Tür hinausdrängen darf, und musste mich entschuldigen, sogar zweimal, weil sie es das erstmal nicht angenommen hatte. Solche Zusammenstösse geschehen oft in einem Haus mit zehn Familien, besonders wenn die Kinder in Streit geraten. Die Jungen haben auch schon gelernt, sich zu entschuldigen.

### Ist der Lebensunterhalt teuer?

Nicht so teuer wie in Europa, glaube ich. Die Gehälter sind im allgemeinen niedriger, aber vor allem die Lebensmittel auch billiger. Die Wohnungen sind sehr teuer. Mein Mann und ich haben beschlossen, unsere Einkünfte und alles Geld, das wir haben, nach Gottes Weisungen auszugeben. Wenn wir etwas ausser den Lebensmitteln und den alltäglichen Dingen anschaffen wollen, stellen wir es immer zuerst in Frage. Denn wir haben die Verpflichtung übernommen, jeden Monat einen gewissen Betrag an die Kosten der Arbeit der Moralischen Aufrüstung und deren Zentrum in Petropolis zu spenden. Hinzu kommen andere Ausgaben. Zum Beispiel muss ein Film gekauft oder ein Buch gedruckt werden, oder einer der Favelados muss in eine andere Stadt reisen. In einem solchen Falle tragen viele an die Kosten bei. Solch eine Grundverpflichtung ist hilfreich, denn die Augen sehen und wünschen oft mehr, als was Gottes Wille ist. Bei mir sind es Dinge wie Strickhefte und Wolle, bei meinem Mann mehr technische Dinge oder auch Möbel.

Lange wünschte ich mir einen grösseren Schrank und sprach mit Luis darüber. Wir hatten einen Nachbarn, der sich immer mit seiner Frau stritt. Eines Tages läutete es, und ihr dreijähriger Junge stand an der Türe, nahm mich bei der Hand und sagte nur: «Komm!» Ich ging mit ihm. Die Frau wollte gerade die Familie verlassen. So sass ich nun zwei Stunden da, hörte beide Seiten an und erzählte von unseren Konflikten und wie wir die Lösung finden, wenn jeder seinen Teil am Unrecht zugibt. Sie sind dann nicht auseinandergegangen. Als sie einige Zeit später auszogen, gaben sie uns einen Schrank, den sie nicht mitnehmen wollten, genau das Möbel, das ich mir gewünscht hatte. So haben wir einige unserer Möbelstücke als Geschenk bekommen, weil Menschen etwas Neues fanden.

Wir wollten unseren Volkswagen-Käfer eintauschen, ein Modell aus dem Jahre 1967, aber noch in gutem Zustand, da ja mein Mann Techniker ist. Dann kam eine wichtige Einladung für unsere Arbeit, zu einer Reise in ein anderes Land. So brauchten wir das Geld dafür, und der Käfer läuft immer noch für uns.

### Wie halten Mann, Frau und Kinder zusammen bei einem so ausgefüllten Programm?

Wenn möglich bin ich immer da, wenn die Jungen und mein Mann nach Hause kommen. Ist es einmal nicht möglich, so versuche ich es besonders nett zu machen, so dass sie merken, dass ich an sie gedacht habe. Mehr und mehr Frauen gehen aus, um zu arbeiten. Ich konnte feststellen, wo die Frauen dies tun müssen, weil es finanziell nötig ist, da haben die Kinder keine negative Reaktion, sondern sie helfen. Aber wo die Frau arbeitet, einfach weil man mehr verdienen möchte, da sind die Kinder oft sehr bitter. Wir erlebten dies in einigen Fällen. Natürlich ist mein Mann müde, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt, und dann muss er sich wohl einen Ruck geben, wenn Menschen ihn noch brauchen. Doch scheint Gott immer die Kraft zu geben, um das zu tun, was getan werden soll. Und für uns ist es dann eine Befriedigung und Freude.

Hanni Blundell

# Simbabwe – Begegnungen und Eindrücke

## Sturm und Stille

Unsere Welt strotzt von Problemen. Flüchtlinge und Hungernde zu Millionen in Asien und Afrika, Terror noch und noch in Lateinamerika und immer mehr auch im satten Westen, wo dazu noch Konsumsucht und Orientierungslosigkeit Hunderttausende, die statistisch kaum erfasst werden, zur Strecke bringen.

Zeitweise kommt man sich vor wie in einem entfesselten Nordseesturm – dann wieder herrscht kurze Zeit eine Stille. Ist es nur eine Stille vor dem nächsten Sturm? Wie soll man sich da noch zurechtfinden?

Vor kurzem war ich als Teil einer kleinen Gruppe von Engländern, Schweden und Schweizern für einige Wochen in Simbabwe. Einerseits bekam man die Erleichterung zu spüren: Endlich nach sieben Jahren Krieg, der bei Afrikanern und Weissen tiefe Wunden schlug, ist der Friede eingekehrt. Andererseits entdeckt man, wenn man aufmerksam zuhört, viel Angst, Unsicherheit und Verbitterung. Viele fragen sich: Ist die gegenwärtige Periode auch wieder nur eine Stille vor einem noch schrecklicheren Sturm – diesmal zwischen Schwarz und Schwarz? Drei Tage nach den Unruhen waren wir in Bulawayo, wo im November an einem Wochenende 59 Menschen umkamen und 400 zum Teil schwer verletzt wurden. Der Aussenminister fragte einige Tage darauf an einer öffentlichen Kundgebung: «Wozu mussten all diese Menschen ihr Leben lassen?» Ein anderer Minister erklärte: «In Bulawayo ist klar zutage getreten, wer unter uns wahre Befreier und wer Mörder sind. Mörder sind solche, die wahllos Vertreter eines andern Stammes umbringen. Wahre Befreier hingegen arbeiten für Frieden, Harmonie und Einigkeit.» Während jener Tage trafen wir Weisse, die zum Teil von Angst wie gelähmt waren. Dank harter Arbeit hatten sie mittlere Industrien aufgebaut und damit vielen Afrikanern gutbezahlte Arbeitsplätze gesichert. Die Frage, die sie nicht mehr losliess: Werden den hart erarbeiteten Wohlstand – der allerdings zum Teil dank den relativ niedrigen Löhnen der Schwarzen in wenigen Jahren möglich geworden war – in wenigen Wochen verlieren, und wohin sollen wir dann gehen? Auch viele Afrikaner selbst sind nicht frei von Angst. Einige sind beunruhigt durch die Anzeichen von Korruption in ihren eigenen Reihen. Andere bangen um die Zukunft ihres Lebens, weil sie in der Übergangsregierung von Bischof Muzorewa politisch stark engagiert waren.

An einem Abend besuchten wir einen solchen afrikanischen Politiker. Ausser ihm und seiner Frau waren noch zwei Schwestern der Frau und seine Mutter anwesend. Innerhalb weniger Minuten entstand ein hitziges Wortgefecht und eine äusserst düstere Lagebeurteilung der politischen Situation. Mit uns war ein Schweizer, der selbst zwölf Jahre aktiv in der Politik gewesen war. Nachdem diese hitzige Debatte ausschliesslich unter Männern stattgefunden hatte, rief jemand zum Gefechtsabbruch in dem Sinne, dass die Frauen nun zu Wort kommen sollten. Meine Frau berichtete, wie sie durch Horchen in der Stille eine unerwartete Antwort auf Verbitterung und Sinnlosigkeit in ihrem Leben gefunden hatte. Die Atmosphäre entspannte sich merklich. Nun war die Zeit reif für eine Besinnung. Es war erstaunlich, wie die alte Mutter, die bisher stillgeblieben war, Hoffnung brachte. «Sollte Gott, der dem Volk Israel in oft hoffnungslosen Lagen beigestanden hatte, nicht auch heute wieder unerwartet ins Geschehen eingreifen?» sagte sie. Zu unserem grossen Erstaunen bat dann zum Abschluss der Vollblutpolitiker aus Simbabwe seine Mutter, ein Gebet zu sprechen. Ohne Zögern kniete sie nieder, was auch alle übrigen Anwesenden unaufgefordert taten. In einem bewegenden Gebet gab sie ihrem Vertrauen zu Gott Ausdruck, der David gegen den übermächtigen

Goliath den Sieg verliehen hatte. In jener Stube war der Sturm gestillt worden, und alle gingen mit neuer Hoffnung in den Alltag.

Ein andermal waren wir bei einem schwarzen Dozenten zu Besuch. Es stellte sich heraus, dass er sich besonders für Gewerkschaftsfragen interessierte. Ein angeregtes Gespräch entspann sich über dieses Thema, vor allem mit zwei Vertretern unserer Gruppe, die sich in ihrem Leben als Gewerkschaftsfunktionäre engagiert hatten. Simbabwe ist ein Land, das auf gewerkschaftlichem Gebiet und in sozialpolitischen Fragen noch am Anfang steht. Solide Arbeit in diesem Sektor ist aber entscheidend für den Aufbau einer gesunden Wirtschaft eines jungen Landes. Es kam zum Ausdruck, dass gewisse Kräfte politisches Kapital aus dieser Situation schlagen wollen und damit eine gesunde Entwick-



*Vor einer neuen Zukunft.*

lung gefährden. Jemand warf die Frage auf, warum so wenige Verantwortliche im Lande – sogar in kirchlichen Kreisen – den ewigen Kampf zwischen Gut und Böse sehen und ihn auch mutig kämpfen. Dies war wieder der Anlass zu einer Zeit der Besinnung. Der Dozent bekräftigte seinen Entschluss, einem ihm nahestehenden Minister in seiner schweren Aufgabe des sozialen Aufbaus als uneigennütziger Freund zur Seite zu stehen. Im Blick auf die nach wie vor prekäre politische Lage erklärte er abschliessend: «Mir kommt die Situation in unserem Land oft vor wie die Situation, in der sich Daniel im Alten Testament befand. Wie damals, sind auch jetzt brüllende Löwen zum Angriff bereit. Aber wir können auch heute mit Zuversicht auf Gottes Hilfe zählen.»

Selten ist mir so bewusst geworden wie in Afrika, dass dauerhafte Hilfe nicht in erster Linie in der Linderung materieller oder physischer Not besteht – so notwendig dies bestimmt ist –, sondern indem wir Menschen in Kontakt bringen mit jener Quelle der Weisheit, die einzig noch in das von menschlichen Leidenschaften angerichtete Wirrwarr Licht bringen kann. Zudem wirkt solche Hilfe auch dann weiter, wenn der Besucher nicht mehr anwesend ist.

So ist und bleibt die Antwort auf den Sturm oder die trügerische Ruhe vor dem Sturm der Mut und die Demut der Stille und die Entschlossenheit zum gehorsamen Ausführen der erhaltenen Weisungen.

*Benjamin Utzinger*

### Möglichkeiten und Gefahren eines jungen Staates

Kürzlich war ich auf Einladung von schwarzen und weissen Freunden vier Wochen lang in Simbabwe. Was mir durch die vielen Kontakte gerade mit Schwarzen auffiel, war ihre Dankbarkeit, dass wir zu ihnen gekommen waren. Diese Leute lebten jahrelang in der Isolation, in aller Welt wurden negative Nachrichten über ihr Land gegeben, und plötzlich sind sie frei geworden. So sind sie sehr froh, nicht nur um materielle, sondern auch um geistige Hilfe von aussen, damit sie das Land aufbauen und in der neugewonnenen Freiheit leben können. Wir Schweizer können hier ja aus Erfahrung sprechen. Wir sind auch nicht gerade Musterknaben gewesen; die Freiheit hat uns viel gekostet. Wir hatten einander mit unsern harten Köpfen blutig geschlagen. Aber es muss ja nicht so weitergehen – das haben wir auch gesehen.

Ich musste mein Bild von Simbabwe, das ich aufgrund von Berichten aus unseren Massenmedien hatte, völlig ändern. Bevor Simbabwe unabhängig wurde, konnte man überall hören, das Land werde marxistisch. Doch kam vieles anders. Die Frau eines Abteilungsleiters, eine Afrikanerin, sagte mir, Simbabwe komme ihr vor wie ein kleines Kind, das erst noch richtig gehen lernen müsse, und dazu brauche es *jemanden, der ihm helfe*. Das ist vielleicht die Hilfe, die wir diesem Land, das erst seit einem Jahr die Unabhängigkeit hat, geben können. Ich bin mit einigen katholischen Missionaren in Simbabwe befreundet, die wir auf ihren Stationen im Busch besuchten. Die Arbeit der Missionare und vor allem auch der Ordensschwester ist die beste Entwicklungshilfe, die da geleistet wird. Denn diese Männer und Frauen haben sich mit ihrem ganzen Leben verpflichtet, den Schwarzen zu helfen, indem sie sie schulen. So sind Tausende von Menschen schon durch ihre Schulen gegangen. Auch einige Minister in der jetzigen Regierung haben dort eine gründliche Ausbildung bekommen, wurden dann zum Teil zu weiteren Studien nach Europa geschickt und nehmen heute wichtige Posten ein.

Einen grossen Eindruck hat mir die Begegnung mit einem weissen katholischen Geistlichen in Bulawayo gemacht, mit dem wir uns zwei Stunden lang unterhalten konnten. Er sagte, im Blick auf die Zukunft von Simbabwe sei er optimistisch, doch sehe er drei grosse Gefahren. Erstens verbreite sich gegenwärtig über das ganze Land ein ideologischer Nebel, und nur wenige seien sich bewusst, was geschehe. Man muss daran denken, dass Zehntausende junger Menschen im Freiheitskampf ihr Leben gegeben haben und noch heute etwa 30 000 bewaffnet in grossen Lagern sind. Viele dieser jungen Leute waren jahrelang ausserhalb des Landes, wurden in Jugoslawien und andern osteuropäischen Ländern ausgebildet und mit marxistischen Ideen getränkt, kamen dann zurück und kämpften im Busch. Jetzt aber sollten sie integriert werden, was keine leichte Aufgabe ist.

Die zweite Gefahr für das Land, sagte uns der Geistliche, seien die Stammesfehden. Die grosse Mehrheit in Simbabwe sind die Shonas, die wichtigste Minderheit die kämpferischen Matabeles. Als wir in der Nähe von Bulawayo waren, kam es dort zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden Stämmen. Trotzdem beschlossen wir, drei Tage darauf einer Einladung nachzukommen und nach Bulawayo zu fahren. Wir besuchten einen deutschen Pater, der ganz allein eine Pfarrei mit vielen Tausenden von Schwarzen betreut. Er sagte uns: «Ich bin sehr dankbar, dass Sie da sind. Ich muss Ihnen sagen, ausser den Missionaren habe ich keinen einzigen weissen Freund.» So wurde mir bewusst, wie auch diese Missionare dringend unsere Unterstützung brauchen.

Die dritte Gefahr sah der Geistliche im Ehrgeiz und der Eifersucht der Parlamentarier und Minister. Das kennen wir natürlich auch in Europa, doch dort wird es zum Teil viel radikaler ausgefochten. Wenn Mugabe gestürzt würde, meinte er, befürchte er das Schlimmste für das Land. So müssen wir beten, dass Mugabe weiterhin sein Land führen kann.

Denn wenn es gelingt, dass die verschiedenen Stämme und die Schwarzen und Weissen in diesem Land zusammenleben können, dann ist das eine grosse Herausforderung für Südafrika, für ganz Afrika und so auch für uns in Europa.

*Josef Gasser, Fabrikant*

### Afrika hat mir die Augen geöffnet

In Simbabwe ist uns sehr grosse Gastfreundschaft widerfahren, besonders auch von Afrikanern. So waren wir einmal Gäste im Haus einer schwarzen Sozialfürsorgerin. Als wir sie fragten, ob wir etwas Milch aus dem Kühlschrank nehmen dürften, gab sie zur Antwort: «Alles, was im Haus ist, steht Ihnen zur Verfügung. Sie dürfen nehmen und brauchen, was Sie wollen; Sie müssen mich nicht mehr fragen, denn dann habe ich das Gefühl, Sie seien hier nicht zu Hause.» Das hat mich gelehrt, selber gastfreundlicher zu sein und nie mehr zu mucksen, wenn ich mal müde bin.

Das andere, was mich sehr beeindruckt hat, ist die tiefe Gläubigkeit in schwarzen und weissen Menschen. Ich habe einen weit verbreiteten Rundbrief gelesen, in dem steht, für wen an welchem Tag gebetet wird: für die Minister, Gewerkschafter, Bischöfe, Frauenführerinnen, die Kranken und Behinderten. Es ist mir auch gesagt worden, dass vor und während der Wahlen rund um die Uhr gebetet wurde.

Eines ist mir ganz deutlich geworden, dass die Ursache vieler Missstände menschliche Selbstsucht ist, und ich bin den Auswirkungen Selbstsucht von uns Europäern auf Schritt und Tritt begegnet. Ich werde in Zukunft sorgfältiger mit dem Wasser umgehen und nicht mehr gedankenlos Nahrungsmittel einkaufen. Und ich glaube, dass in Ost und West und Nord und Süd ein neues Licht aufgehen wird, wenn wir der Selbstsucht den Kampf ansagen.

*Erika Utzinger*

### Heikle Gratwanderung

Der Grund, weshalb ich nach Simbabwe fuhr, war das «Wunder», das dort geschehen ist. Eine betont atheistische Zeitung Schwedens brachte die Überschrift: «Wunder in Simbabwe». Wenn Atheisten von Wundern sprechen, muss etwas hinter den Ereignissen stecken, das sich nicht fassen lässt. Premierminister Mugabe forderte sein Volk anlässlich der Unabhängigkeitsfeierlichkeiten auf, zu vergessen und zu vergeben und die Minderheiten gerecht zu behandeln. Als Bedingung für eine gesunde Entwicklung nannte er: ein neues Herz, einen neuen Geist, eine neue Vision. Einen solchen Anfang hatte niemand erwartet.

Dann wusste ich auch, dass es in Simbabwe eine Gewerkschaftsbewegung gibt. Und eine freie Gewerkschaft, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllt, ist immer ein Bahnbrecher für die Demokratie. Die ersten Männer und Frauen, deren sich ein Diktator entledigt, sind die Vertreter der freien Gewerkschaften. Das geschah in Deutschland, als Hitler an die Macht kam, und auch in Ländern wie Russland, Polen, Kuba u. a. Wo Gewerkschafter ihre Arbeit richtig tun, sind sie die Stimme des einfachen Mannes und damit eine Gefahr für jeden Diktator.

Vor einem Jahr kam es in Simbabwe zum Waffenstillstand. Was dann geschah, war aufsehenerregend. Jetzt ist dort eine Regierung, die sich als marxistisch-leninistisch bezeichnet, wie man in Mugabes Rede in Nordkorea nachlesen kann. Andererseits funktionieren Handel und Wirtschaft nach kapitalistischem System. Es stellt sich die Frage, ob das eine Herausforderung ist, einen neuen Weg zu finden. Zahlreiche Menschen, auch Wirtschaftsführer, beginnen zu sehen, dass weder auf dem Weg des Kapitalismus noch des Sozialismus bisher für die Menschheit als Ganzes das Richtige gefunden wurde. Könnte es sein, dass sich in Simbabwe Ansätze zu einer neuen Entwicklung anbahnen? Auf unserer Reise durch Simbabwe fiel uns bei vielen Gewerkschaftern ihr starker Glaube an Gott auf, obschon manche sich Marxisten nennen. Die Regierung vollzieht eine heikle Gratwanderung zwischen den Ängsten der Weissen und den Erwartungen der Schwarzen – und deren Erwartungen sind gross, da noch ein enormer Unterschied zwischen Reichen und Armen besteht. So verdient z. B. ein Arzt rund 1200 rhodesische Dollar, die Putzfrau im gleichen Krankenhaus aber nur 30 Dollar. Beide haben unentgeltliche Verpflegung und Unterkunft. Da sind noch viele Veränderungen nötig.

*John Söderlund, Gewerkschaftssekretär, Schweden*

## Brief aus Indien:

### Was macht eine Behausung zu einem Zuhause?

Am letzten der periodisch stattfindenden Industriekurse zum Thema «Schöpferische Führerschaft in Industrie und nationaler Entwicklung» im asiatischen Zentrum der Moralischen Aufrüstung in Panchgani fasste ein indischer Teilnehmer ein besonderes Vertrauen zu uns. Unvermittelt fragte er uns, ob wir auch einmal in seine Stadt kommen würden. «Gern, wenn wir eingeladen werden», war unsere Antwort. «Nehmen Sie die Einladung eines subalternen Ingenieur-Assistenten an? Ich bin nämlich kein höherer Beamter. Mein Haus ist einfach. Wir haben wohl ein Badezimmer, aber es ist nicht so gut eingerichtet wie diejenigen hier in Panchgani.» Wir sagten freudig zu. Loni, meine Frau, hatte die Überzeugung, alles anzunehmen, wie einfach es auch sein möge.

Der Empfang war überaus herzlich. Und das Haus? Alles zu ebener Erde, drei Türen – die Eingangstüre und je eine für Badezimmer und Toilette. Vorn betritt man einen Raum, 3,20×3,20 m, mit zwei Betten. Anschliessend ein Raum, 3,20×3,10 m, mit einem Tisch und sechs Stühlen, genügend Platz, um nachts noch ein Feldbett aufzuschlagen. Kein Kasten. Alles wird in aufeinandergeschichteten Koffern versorgt. Dahinter die Küche, 1,80×1,80 m. Gekocht wird am Boden auf einem kleinen Kerosin-Kocher. Von der Küche gelangt man durch zwei Türen in den Baderaum, 1,20×1,20 m, und das WC, 1,20×0,90 m. Die Trennwand zwischen den beiden vordern Räumen reicht nicht bis zur Decke. Türen zwischen den beiden Räumen und der Küche gibt es keine. Im vordern Raum schliefen wir, im hintern Raum unter dem Feldbett die beiden Kinder, auf dem Feldbett die Eltern.

Trotz allem: Wir fühlten uns vom ersten Moment an, bei aller Einfachheit, zu Hause. Das Haus war tipptopp sauber. Der Kontakt mit den Bewohnern der nachbarlichen Reihenhäuser ist gut. Die zwanzig Reihenhäuser sehen von weitem wie ein Garagetrakt aus. Fließendes Wasser ist nicht vorhanden. Hinten in der Wiese befindet sich ein Senkbrunnen, der das ganze Jahr genügend Wasser enthält. Das Wasser wird dort von Hand mit Kesseln heraufgezogen, in die Häuser getragen und in Fässer geleert, die in den verschiedenen Küchen aufgestellt sind. Zur Wasserentnahme haben die Fässer unten einen Hahn. Die Siedlung hält zwei Wachhunde, die nachts Ratten totbeissen. Anderntags werden die toten Ratten von grossen Krähen abgeholt. Küchenabfälle werden auf die Wiese vor den Häusern geleert und dort von Federvieh verzehrt. Morgens macht sich vor der Eingangstür während eine ganze Schar Tauben bemerkbar und wartet auf ihre Fütterung. Meine Frau hatte im Nu auf jeder Hand zwei bis drei Tauben, die die angebotenen Körner frassen.

Von Panchgani heimgekehrt, hatte sich unser Gastgeber bei seiner Frau für seine vorherige Haltung entschuldigt. Anders in der Fabrik. Dort hatte er Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen erklärt, dass er von jetzt an eine andere Haltung an den Tag legen werde. Als wir ihn am dritten Tag fragten, wann er auf seine innere Stimme hören werde, entgegnete er, er werde es tun, sobald er gelernt habe, seine Launen zu überwinden. Als wir dann gemeinsam eine Zeit der Stille hielten, spürte er, dass mit guten Vorsätzen keine echte Änderung möglich sei, wenn er nicht die Vergangenheit in Ordnung bringe. So entschuldigte er sich anderntags bei seinem Vorgesetzten für verschiedene zurückliegende Vorfälle. Die Reaktion war unerwartet positiv, so dass er in den folgenden Tagen mit ähnlichen Wiedergutmachungen fortfuhr.

Was haben wir während dieser paar Tage gelernt? In Indien gibt es Familien, die je nach materiellen Möglichkeiten am Strassenrand, in Slums, in Häusern oder Luxusappartements wohnen. Ob es sich im einzelnen Fall um ein Zuhause handelt, wo jeder sich wohl fühlen kann, hängt nicht von der Ausstattung ab, sondern vom Geist der Fürsorge, der Reinheit und Liebe, der darin lebt. Das gibt einem in einem Land, wo soviel Armut herrscht, neue Hoffnung. Wo Menschen auf ihre innere Stimme horchen, ändert sich das Zusammenleben, und ebenso ändern sich die Verhältnisse. Ob dies am Strassenrand unter freiem Himmel geschieht oder in einer Luxuswohnung – Gottes Plan fängt an, Wirklichkeit zu werden.

F. und L. Joss

## Fundgrube Alltag

### Stolpersteine vor einem Einsatz in Asien

Die Zeit der Abreise näherte sich in rasendem Tempo. So vieles musste noch geklärt, gepackt, aussortiert und erledigt werden. Entscheidungen!!! Wann würde er sich endlich darum kümmern? Immer mehr hatte Maria das Gefühl, die Dinge, die doch eigentlich Sache des Mannes wären, selbst in die Hand nehmen zu müssen. Währenddessen fühlte sich Kurt vom ständigen Nörgeln, Drängen und Schubsen seiner Frau zusehends unfähiger, sich seiner Aufgabe zu stellen. Im stillen dachte er: «Wenn sie doch so gut weiss, wie alles zu laufen hat, soll sie es auch selber tun!»

Dann kam es zu diesem dummen Zwischenfall mit der Jacke. «Soll ich diese Jacke mitnehmen?» «Nein, um Himmels willen nicht! Ich finde sie grässlich. Du wirst sie sowieso nie anziehen!» Doch damit war die Sache nicht erledigt. Je mehr Maria auf ihrer Meinung beharrte, desto mehr wurde Kurt darin bestärkt, dass er diese und keine andere Jacke bestimmt brauchen würde. «Wieso fragst du mich denn, wenn du sowieso weisst, was du willst?» schrie sie ihn an. Danach blieb es still. – Beide arbeiteten verbissen und schweigend vor sich hin. Kurt war verletzt. Kein Wort kam mehr über seine Lippen. Ein Nebel hatte sich über sein Gemüt gelegt, so dass er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Maria dagegen mochte das egal sein. Schliesslich hatten sie noch anderes zu tun. Sich einer solch geringen Sache wegen aufzuregen war Zeitverschwendung. – Doch war diese Sache wirklich so unbedeutend? Kamen sie nicht ständig wieder auf den gleichen Punkt? An einem der nächsten Abende, als sie über die Finanzierung ihrer Reise sprachen, kamen all die unterdrückten Gefühle und der angesammelte Groll wieder hoch. Schliesslich explodierte er: «Ich lasse mich von dir nicht länger herumkommandieren. Langsam komme ich mir wie der grösste Trottel vor. Ich kann nicht mehr ich selber sein!»

Als der Wortschwall langsam versiegte, entspann sich ein Gespräch zwischen den beiden, das sich in einen echten Dialog verwandelte. Die «Kleinigkeit» wurde nun doch ernstgenommen. Was andernfalls über Jahre hinweg zur hohen Mauer hätte anwachsen können, wurde Stein für Stein abgetragen. Dabei entdeckten sie, dass Maria ja gar keine Frau sein wollte, die die Hosen anhat, ja diese Vorstellung geradezu hasste. Sie erkannte, dass sie sich im Gegenteil ein Idealbild geschaffen hatte, das den Mann in der Führungsrolle sieht, wo von ihm erwartet wird, dass er jede Situation meistert und immer einen kühlen Kopf bewahrt. Eben diesem Bild konnte Kurt oft nicht gerecht werden.

Kurt schämte sich seiner Angst, dass das Geld nicht reichen würde und dass sie die in Indien an sie gestellten Erwartungen nicht erfüllen könnten. Diese Angst zuzugeben, kostete ihn allen Stolz. Es fiel ihm schwer, durch Ehrlichkeit das Idealbild, das er ihr von sich geben wollte, zu zerstören.

Doch die offene Aussprache zeigte, wie es in Wirklichkeit in jedem der beiden tief drinnen aussah. Endlich konnten sie auch gemeinsam beten. Sie dachten dabei an die Welt, an verschiedene Freunde und Situationen. Plötzlich wurden ihre eigenen Probleme winzig klein und unbedeutend. Sie fragten sich, ob nicht eventuell auch die Politiker, für die sie beteten, oft dieselben Gefühle und Motive bewegen mochten wie diejenigen, die soeben zu ihrem Streit geführt hatten und die sie so oft davon abhalten, ihre ganze Energie für die Lösung der wirklichen Probleme einzusetzen?

Zusehends gewann die Dankbarkeit Raum in ihren Herzen, dass sie durch Erfahrungen wie diese einen Weg finden konnten, solche Konflikte positiv auszuwerten. Hatte nicht die soeben überwundene Krise sie dazu gezwungen, sich miteinander auseinanderzusetzen und dazu beigetragen, einander besser und tiefer zu verstehen?



## Überholte Gesetze – ewige Werte

von Europäus

Ein Ureinwohner aus Australien fasste in Worte, was auch wir spüren, wenn die Gesetzesmaschine unser Leben erfasst: «Unsere Stammesgesetze ändern sich nie, aber die Gesetze des weisen Mannes ändern sich jedes Jahr. Dies verwirrt unsere Leute. Wir Aborigines pflegen die ungebrochene Verbindung zwischen Gesetz, Wahrheit und Ewigkeit. Unsere Führer wählen wir entsprechend ihrer Einstellung zu den unabänderlichen Werten und nicht aufgrund ihrer Fähigkeit, diese zu ändern.» Europäus kann sich des Gefühls nicht erwehren, dass die Gesetzgebung in Europa in den letzten Jahrzehnten Hochkonjunktur hat. Gleichzeitig jedoch scheinen die mühevoll erarbeiteten Vorschriften einer Art Inflation zu unterliegen. Je mehr es davon gibt, desto weniger versteht man sie und desto weniger sind sie wert.

Jedoch immer, wenn sich neue – noch nicht geregelte – Situationen ergeben, ist der Gesetzgeber gezwungen, nachzuziehen. In dieser Flut gibt es natürlich auch einige Gesetze, die überflüssig sind, weil sich die Verhältnisse inzwischen geändert haben. Dann muss sich das Recht neuen Situationen anpassen. Oft sind nur sprachliche Veränderungen notwendig, häufig müssen aber auch Inhalte neu geregelt werden. Einerseits gibt es Gesetze, zu denen niemand mehr steht, so ungerecht kommen sie uns heute vor, andererseits aber wird das Gewissen unruhig, wenn, gerechtfertigt durch die sogenannte «normative Kraft des Faktischen», ständig Anpassungen an veränderte Gegebenheiten stattfinden. Besorgt fragt sich Europäus, was wohl als Substanz übrigbleibt, wenn immer mehr zuvor anerkannte Normen und Werte als veraltet abgetan und durch neue Inhalte ersetzt werden.

Die ewigen Werte – heute werden sie lieber Grundwerte genannt – sind Gegenstand des Nachdenkens und heftiger Auseinandersetzung geworden. Niedergeschrieben ein in den heiligen Büchern der Völker, weitergegeben von Generation zu Generation – zwar nie vollständig erfüllt, aber allgemein anerkannt als verbindliche Richtschnur menschlichen Handelns –, regeln sie das Verhältnis des Menschen gegenüber seinem Schöpfer und seinem Mitmenschen. Gottes Forderungen an uns hatten auf zwei Steintafeln Platz oder in dem Satz: Du sollst Gott von ganzem Herzen lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.

Wenn aber Gott als Bezugspunkt entfällt, brauchen wir eine Flut von Gesetzen und Verordnungen, um die Beziehungen untereinander zu regeln. Dennoch kann kein Strafrecht Werte durchsetzen, deren Ursprung in einer von Liebe getragenen Ordnung liegt.

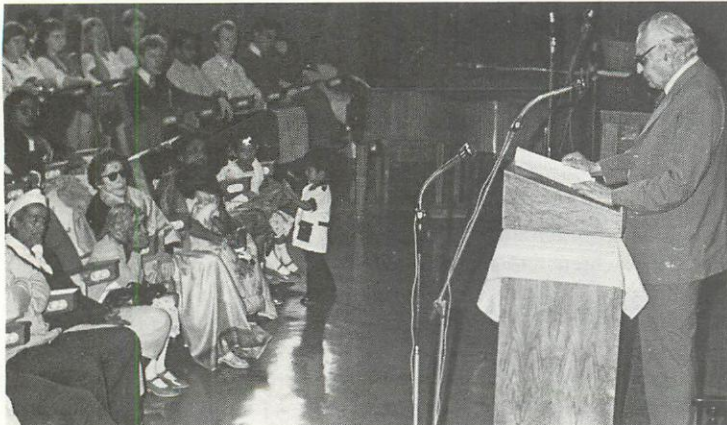
«Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch solches alles zufallen.» Menschliche Gerechtigkeit also nicht als Zielpunkt, sondern quasi als Nebenprodukt – das stellt unser gewohntes Denken auf den Kopf. Wir haben ein ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit, solange es um unser Recht geht. Geht es aber um das Recht der anderen oder der Allgemeinheit, sind wir nicht so feinfühlig. Sobald unser Denken darauf ausgerichtet ist, das eigene «Recht» zu wahren, bleibt in den zwischenmenschlichen Beziehungen die Gerechtigkeit auf der Strecke. Dadurch schaffen wir dann Voraussetzungen dafür, dass aus unseren Ansprüchen Gesetze werden, die schon überholt sind, wenn sie herauskommen, weil sich inzwischen die Ansprüche geändert haben.

Das Bewusstsein der eigenen Rechtschaffenheit, die Tatsache, sich juristisch schuldfrei verhalten zu haben, ist ein weiteres grosses Hindernis bei der Herstellung von Gerechtigkeit. Im Recht sein, das ist nur bei menschlichen Gesetzen möglich. Vor Gott und seinen ewigen Werten kann keiner diesen Anspruch erheben. Wenn wir Menschen Gott leugnen und seine Ansprüche ignorieren, wer wird dann die Grundwerte formulieren – der Staat, eine Partei? Wir haben erlebt, zu welchen Katastrophen das führt.

Oder sollte der kleinste gemeinsame Nenner, auf den sich die Menschen einer Gemeinschaft einigen können, «Grundwerte» genannt werden? All das würde nur weiter in die Sackgasse führen.

Wer Gottes Forderung ernstnimmt, wird zwar nie «im Recht sein», er darf aber auch Gottes Gnade in Anspruch nehmen, und er wird daher Barmherzigkeit gegenüber seinen Mitmenschen walten lassen können. Wer den echten, ewigen Werten in der Gesellschaft und in der Gesetzgebung wieder mehr Geltung verschaffen will, muss sie in allen Bereichen seines Lebens mutig leben.

## Konferenz in Indien – «Dialog über Entwicklung»



Der frühere Gouverneur von Nordostindien, B. K. Nehru, vormals Botschafter seines Landes in Washington und Hochkommissar in London, eröffnete im asiatischen Zentrum für Moralische Aufrüstung in Panchgani, Indien, eine Neujahrskonferenz zum Thema «Dialog über Entwicklung». Vor über 300 Delegierten aus Asien, Afrika,

Australien, Amerika und Europa entwarf er ein Bild der Weltlage und der Bemühungen zur Hebung der Lebensqualität in der Dritten Welt. Seine Landsleute forderte er auf, sich den rauen Winden des Konkurrenzkampfes zu stellen, dem Glauben, dass Armut ohne Anstrengung überwunden werden könne, abzuschwören, sich aus den Bindungen von Kaste und Rasse zu befreien, religiöse und sprachliche Grenzen zu überwinden und sich realistisch an die notwendigen Aufgaben zu machen.

Die nächste Nummer der «Caux-Information» wird ausführlich über Verlauf und Ereignisse dieser Tagung berichten.

Fotos: Fleming, Franzon, Hodel, LILLIEHÖÖK, Archiv.

### Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Silvia Zuber, Regula Hirzel, René Jacot, Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Administration: Postfach 218, CH-6002 Luzern (Bestellungen aus Deutschland nimmt entgegen MRA-Bücherdienst, Uhlandstrasse 20, 4390 Gladbeck)

Abonnement: Schweiz: Fr. 22.–, Deutschland: DM 25.–, übrige Länder: sFr. 25.–

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern

Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Verbandsdruckerei AG Bern